



ISBN: 978-3-98660-225-3

© 2026 Kampenwand Verlag
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf
www.kampenwand-verlag.de

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH
[www.novamd.de](mailto:bestellung@novamd.de) · bestellung@novamd.de · +49 (0) 861 166 17 27

Text: Julianne Maibach

Lektorat: Katharina Glück

Umschlaggestaltung: Anna Maria Gnndl

Illustrationen: Tamara Kadoura

Gestaltung Vor- und Nachsatz: Diletta

Bilder: Shutterstock: ©Anna Shkolnaya, ©Rawpixel.com, ©Katia Karpei, ©NABODIN, ©Anos anos, ©Midjourney

Druck: FINIDR,
s.r.o. . Lípová 1965 . 737 01 Český Těšín

JULIANE MAIBACH

THE
CURSED
QUEEN

PRÜFUNG DER KRONEN



CONTENT NOTES

Bevor du in diese Geschichte eintauchst, möchte ich dich auf etwas aufmerksam machen. Dieses Buch enthält Themen, die emotional belastend sein können – darunter körperliche Gewalt, Gefangenschaft, Drogen- und Medikamentenabhängigkeit sowie sexualisierte Situationen, die zwar einvernehmlich sind, aber zum Teil intensiv dargestellt werden.

All diese Aspekte sind Teil einer düsteren, emotional komplexen Welt, in der nichts beschönigt oder verherrlicht wird. Dennoch weiß ich, dass bestimmte Themen unterschiedlich auf uns wirken können – abhängig von dem, was wir selbst erlebt haben oder gerade mit uns tragen.

Bitte lies mit Achtsamkeit. Es ist vollkommen in Ordnung, wenn du an bestimmten Stellen innehältst, ein Kapitel überspringst oder das Buch für einen Moment zur Seite legst. Deine mentale Gesundheit geht immer vor.

*Hütet euch vor denen, die gezeichnet sind,
denn wo ihr Blut geteilt wird, wird das Schicksal neu geschrieben.
Was nicht vergehen kann, kann gebunden werden,
und wer es trägt, entkommt dem Griff der Zeit.*

*Wenn Licht den Schatten küsst,
dann wird der Schleier der Endlichkeit zerrissen.
Was sterben sollte, wird fortbestehen,
gebunden an das, was weder Tag noch Nacht gehört.
Kein Stahl, kein Fluch, kein Gift kann es niederzwingen.
Zeit wird bedeutungslos, Schmerz wird verwehen,
und doch wird der Preis unausweichlich sein.*

*Doch nichts, das geschaffen wurde, bleibt ohne Fessel.
Nur eine Klinge kennt das Ende,
geschmiedet aus Vergessen, getränkt in Nacht.
Der Dolch des Thanatos,
der letzte Tod für das, was nicht sterben will.
Ein Stich ins Herz, und die Unsterblichkeit vergeht.
Ein Schnitt über Fleisch, und alle Bände zerfallen.
Ein Stoß in den Schatten, und selbst das Vergangene erlischt.
Ein Tropfen Blut, und was verborgen war, offenbart sich.*

*Nehmt euch in Acht vor jenen, die das Seelenmal tragen.
Sie sind zu viel, zu tief, zu groß für diese Welt,
und wo ihre Füße die Erde berühren, da brechen Königreiche entzwei.*



1

Observatorium. Natürlich. Wo sonst bringt man jemanden unter, von dem man nicht weiß, ob er ein Fehler, ein Wunder oder ein Sicherheitsrisiko ist?

Das Observatorium liegt im Turm, der am weitesten von den Gemächern des Königs und der Königin entfernt ist. Und damit so abgelegen, dass, selbst wenn ich einschlafen sollte, niemand von Rang und Namen gefährdet ist. Man wollte also auf Nummer sicher gehen.

Nicht, dass es nötig wäre – ich bekomme Ephialt. Regelmäßig. Und ja, ich nehme es – freiwillig sogar. Hätte ich mich geweigert, hätte man mir das Zeug wohl ohne Weiteres mit Gewalt eingeflößt. Aber ehrlich gesagt, habe ich auch keinerlei Lust, nachts im Kopf irgendeines Fremden gegen eine grotesk entstellte Version seiner selbst anzutreten. Ich habe andere Hobbys. Zum Beispiel atmen.

Jedenfalls bin ich alles andere als überrascht, hier gelandet zu sein. Ein normales Zimmer wäre zu freundlich gewesen. Ein Verlies zu offensichtlich. Aber ein abgelegener, historisch aufgeladener Aussichtspunkt voller teurer Messgeräte und bedeutungsschwerer Atmosphäre? Perfekt! Das royale Äquivalent zu: »Wir wissen nicht, was wir mit dir machen sollen, also setzen wir dich irgendwohin, wo du keinen Schaden anrichtest.«

Ich bin jetzt seit sieben Tagen hier. Sieben Tage in einem Turmzimmer aus Glas und Stein, mit Blick auf San Diego. Keine Besucher. Keine Fragen. Keine Antworten. Nur Tee und Stille.

Ein Arzt war an Tag zwei hier und hat mir Blut abgenommen. Natürlich kommentarlos. Kein Lächeln, kein »Sie sind in

Sicherheit«. Nur sterile Höflichkeit und der dezente Geruch von Latexhandschuhen. Ich habe gefragt, wofür er das Blut braucht. Er hat nicht geantwortet. Aber ich bin nicht blöd und kann es mir denken: DNA-Test.

Ich weiß, was sie prüfen wollen. Ob ich wirklich das verlorene Königskind bin oder nur eine besonders dreiste Straßenratte mit Daddy-Issues und Zugang zu einem Messer.

Ich schätze, das dauert ein paar Tage. Oder sie lassen sich absichtlich Zeit. Vielleicht sitzen gerade zwanzig alte Männer in einem geheimen Beratungszimmer und diskutieren, ob ich eine Bedrohung für das Königshaus bin – oder die peinlichste Überraschung der Blutlinie seit Jahrzehnten. Und während sie beraten, lassen sie mich hier oben verstauben.

Aus den Augen, aus dem Sinn.

Ich sollte Angst haben. Oder zumindest nervös sein. Aber stattdessen bin ich ... wütend. Weil keiner den Mut hat, mir gegenüberzutreten. Weil sie sich nicht trauen, mir ins Gesicht zu sehen und zu sagen, dass, obwohl ich die Tochter des Königs bin, sie mich töten werden. Und das nur, weil ich mit dieser Gabe geboren wurde, die ich so sehr hasse.

Aber da ist noch etwas, das meiner Wut neuen Antrieb verleiht: Ich habe Riven seit dem Attentat nicht mehr gesehen. Kein Wort. Kein Besuch. Kein Blick durch die Tür. Er hat mich benutzt und dann hängen lassen wie ein Werkzeug, das seinen Zweck erfüllt hat.

Und das Schlimmste? Ich habe es zugelassen. Ich habe geglaubt, dass sein Blick, seine Nähe, seine Stimme echt waren. Aber es war nur Teil des Spiels. Ich war der Schlüssel und er war der, der wusste, wie man mich dreht.

Ich verstehe, warum er mich aufgehalten hat. Ich verstehe es besser, als mir lieb ist. Aber dass er seither nicht einmal versucht hat, mit mir zu reden, das ist der wahre Verrat. Nicht das, was er getan hat. Sondern das, was er danach nicht getan hat. Denn ich weiß: Wenn er es wirklich gewollt hätte, wäre er zu mir gekommen. Nicht, dass es etwas geändert hätte. Alles, was uns einmal verbunden hat, ist längst verschwunden. Riven hat mich benutzt. Er hat jedes Wort, jedes kleine Stück Vertrauen, das ich ihm vorsichtig entgegengebracht habe, genommen und gegen mich verwendet. Er hat mich manipuliert.

Und ja, ich bin mir sicher, dass auch er wütend auf mich ist. Schließlich war ich es, die versucht hat, den König zu töten. Und das direkt vor Riven's Augen. Außerdem habe ich ihm nicht alles über mich erzählt.

In diesem Moment höre ich ein leises Knarren. Die Tür öffnet sich mit einem Quietschen. Es gab kein Klopfen und es folgt auch kein Zögern. Eine Person tritt ein, als wäre es ihr Recht, einfach reinzukommen. Und vielleicht ist es das auch.

Ich starre Riven an. Er trägt einen weißen Pullover, der schlicht wirkt und weich an ihm herabfällt. Die dunkle Hose schmiegt sich an seine Beine. Die Kleidung wirkt fast so, als wollte er nicht auffallen. Und doch macht er genau das unweigerlich.

Als sich unsere Blicke treffen, spüre ich, wie sich alles in mir anspannt. Da ist ein harter, kühler Ausdruck in seinen Augen, der sich fast wie ein Schnitt mit einem scharfen Messer anfühlt. Aber etwas ist darunter, kaum greifbar – ein Schatten, ein Hauch von etwas, das früher vielleicht einmal Nähe war.

Sehe ich Enttäuschung? Wut?

Er schaut mich an, als müsste er sich daran erinnern, warum er hier ist. Sein Blick bleibt lange auf mir liegen – zu lange. Es ist, als würde er versuchen, etwas in mir wiederzufinden, etwas Vertrautes, um dann festzustellen, dass es nicht mehr da ist, vielleicht sogar nie existiert hat. Ich starre zurück, ohne zu blinzeln. Er weiß, wer ich bin, und er hat mit eigenen Augen gesehen, was ich getan habe. Riven war es, der mich aufgehalten hat. Ohne ihn hätte ich mein Ziel erreicht. Ohne ihn hätte ich endlich meine Rache bekommen.

»Elana«, sagt er schließlich. Nur meinen Namen. Sein Tonfall hat Gewicht. Er ist nicht laut, nicht anklagend, aber schwer genug, um wehzutun.

Ich antworte nicht. Denn was soll ich sagen? Dass ich es bereue? Dass ich es nicht bereue? Dass ich jeden Tag überlegt habe, wie es wäre, wenn er mein Geheimnis herausfindet?

Er bleibt stehen, keine zwei Meter von mir entfernt. Der Umschlag in seiner Hand sieht aus wie ein ganz normaler Brief, aber wir beide wissen, dass sich darin kein harmloses Schreiben befindet. Es ist ein Urteil.

»Warum?«, fragt er. Ein einziges Wort, fast beiläufig. Aber ich höre, wie viel darunterliegt.

Ich atme leise aus. »Was genau meinst du? Warum ich den König töten wollte oder warum ich dir nie erzählt habe, dass ich seine Tochter bin?« Meine Stimme ist ruhig, kälter, als ich erwartet habe.

Er lacht leise, fast tonlos. »Fangen wir mit der Lüge an, die du mir direkt ins Gesicht gesagt hast.«

Ich presse die Lippen zusammen. »Es war nie persönlich. Es war notwendig und genau genommen auch keine Lüge. Ich habe dir nur nicht die ganze Wahrheit erzählt.« Hat Riven nicht mal etwas Ähnliches zu mir gesagt?

Er schnaubt abfällig. »Und ich dachte, ich würde dich tatsächlich kennen.« Seine Worte sind eine einzige schmerzvolle Anklage. »Ich habe dich gesehen. Deine Geschichte. Deine Angst. Deine Wut. Und während alldem hast du nicht einmal erwähnt, dass du Althea Elanora Kingsley bist, die verdammte Prinzessin dieses Königreichs.«

Er spricht den Titel aus wie ein Urteil. Und irgendwie ist es das auch.

»Ich bin das nicht mehr«, rechtfertige ich mich und verstehe mich selbst nicht mal. Das alles geht ihn nichts an. Er hat es gerade selbst gesagt. Riven hat geglaubt, mich zu kennen. Er hat alles, was er über mich wusste, all das bisschen Vertrauen, das zwischen uns geherrscht hat, benutzt, um mich zu manipulieren. Da kann er nicht ernsthaft wütend darüber sein, dass auch ich Geheimnisse hatte.

»Nein?«, hakt er nach und tritt jetzt doch einen Schritt näher.

Wir stehen uns gegenüber, gerade so, dass ich seinen Atem hören könnte, wenn er schwerer wäre. Aber er atmet ruhig, wie ein Mann, der gelernt hat, seinen Zorn zu kontrollieren – was ihn noch gefährlicher macht.

Er hält mir den Umschlag hin. Ich nehme ihn nicht.

»Die Ergebnisse sind eindeutig. Du weißt es längst, aber jetzt weiß ich es auch. Deine DNA ist ein exakter Treffer. Du bist die Tochter des Königs und der Königin. Du bist eine Prinzessin.«

»Sag das Wort nicht.«

»Warum nicht?« Er beugt sich ein Stück näher, sodass ich seine Wärme auf meiner Haut spüren kann. Seine Haltung ist straff, der Blick neutral. »Weil es dich an die Wahrheit erinnert? Oder weil du weißt, dass du mich längst hättest einweihen sollen?«

Ich erwidere seinen Blick, ohne zu blinzeln. »Ich hatte meine Gründe.«

»Natürlich.« Seine Stimme ist flach, ohne jede Farbe. »Die hat jeder. Auch die Prinzessin.«

Es trifft, obwohl es sachlich klingt. Vielleicht gerade deshalb.

Er hält mir den Umschlag hin, aber ich rühre mich nicht. Dann legt er ihn auf den Tisch, als wäre er nur ein Bote, der einen Bericht abliefert.

»Die Ergebnisse sind offiziell. Deine Identität wurde bestätigt.« Seine Stimme ist ruhig, beinahe teilnahmslos. »Ich wurde vom König und dem Beraterstab geschickt, um sie dir zu überbringen.« Der Ausdruck in seinem Gesicht ist glatt wie Glas.

»Und da schickt man dich?«

Seine Antwort kommt ruhig, beinahe beiläufig. »Ich bin der Leibwächter des Königs. Ich stehe in seinen Diensten und erfülle die Aufträge, die er mir gibt. Mehr ist es nicht.«

Die Sätze sind kälter als jedes Wort davor. Wie ein sauber gezogener Schnitt – sachlich, klar, endgültig.

»Ab sofort bist du wieder Teil der königlichen Familie. Deine Sicherheitsstufe wurde angepasst, deine Unterkunft wird verlegt. Außerdem wird dir Personal gestellt.«

Ich kann nicht glauben, was ich da höre, und lache trocken. »Ich dachte, man würde mich töten.«

»Das war eine Option.«

»Und jetzt? Jetzt bin ich plötzlich wieder wertvoll?«

»Offenbar.«

Das ergibt überhaupt keinen Sinn. Ich verstehe das alles nicht. Jahrelang hat mein Vater mich jagen lassen. Er hat alles versucht, um mich zu töten. Niemand sollte erfahren, was ich bin. Und nun ... nun soll alles kein Problem mehr sein!?

Ich spüre Riven's Blick auf mir. Durchdringend und kalt wie Stahl.

»Oder man will dich unter Kontrolle halten«, fährt er fort und trifft damit die Wahrheit vermutlich sehr genau.

Stille breitet sich zwischen uns aus, dann dreht Riven sich um und geht zur Tür. Seine Hand legt sich um die Klinke. Er bleibt noch einmal stehen. Der Rücken ist straff, die Haltung aufrecht, fast abwehrend.

»Was zwischen uns passiert ist ... war ein Fehler. Jetzt erst recht, da ich die Wahrheit kenne.« Seine Stimme bleibt fest, aber unter der Oberfläche knistert es. »Einer, der nicht hätte geschehen dürfen und den ich mir gewiss nicht noch einmal erlauben werde.« Er öffnet die Tür, dreht sich nicht zu mir um. »Willkommen zurück ... Prinzessin.«

Dann geht er.

Ich bleibe zurück mit dem Umschlag auf dem Tisch und allem, was unausgesprochen zwischen uns steht.



2

Das neue Zimmer riecht nach frischer Farbe und falscher Nostalgie. Irgendjemand hat sich sichtlich Mühe gegeben: teure Stoffe, neue Möbel, alles aufeinander abgestimmt. Es ist der offensichtliche Versuch, es zu einem Zuhause zu machen – oder es zumindest so aussehen zu lassen.

Ich gehe ein paar Schritte weiter und schaue mich prüfend um. Die Vorhänge vor den breiten, bodentiefen Fenstertüren sind neu und in einem sanften Fliederton. Ich streife eine der Gardinen beiseite. Mein Blick fällt auf den Balkon, der sich direkt hinter den Türen befindet, und dann auf San Diego. Die Aussicht und diese Weite haben schon etwas. Ein wirklich einmaliger Anblick.

Mittlerweile bin ich mir sicher: Das hier war mein Kinderzimmer. Obwohl fast nichts mehr so ist wie damals, erkenne ich es.

Ich gehe weiter, lasse meine Finger über das Holz einer Kommode gleiten – und finde sie, eine kleine, fast unsichtbare Kerbe unten am Sockel. Da habe ich als Kind mit einem Löffel versucht, die Farbe abzukratzen. Ich war überzeugt, darunter wäre Gold. War es nicht. Aber der Kratzer ist geblieben. Und mit ihm etwas, das sich ganz kurz wie Erinnerung anfühlt.

Ich gehe weiter, lasse mir nicht anmerken, was dieser Ort mit mir macht. Ich will nicht, dass er Macht über mich hat.

Ein leises Klopfen an der Tür reißt mich aus dem Moment. Ich antworte nicht. Trotzdem geht die Tür auf.

Eine Frau tritt ein. Ich schätze sie auf Mitte fünfzig. Sie ist schmal und trägt eine cremefarbene Bluse mit steifem Kragen, darüber eine dunkle, taillierte Weste mit silbernen Knöpfen. Ihre Hose ist

schlicht, grau und akkurat gebügelt, die Schuhe flach und poliert. Nichts an ihr ist auffällig. Sie wirkt wie jemand, der schon sehr lange weiß, wie man sich in Palastfluren bewegt, ohne wirklich gesehen zu werden.

»Verzeiht«, sagt sie. »Ich bin Margret und wurde Euch zugeteilt.«

»Zuge...teilt?« Ich ziehe eine Augenbraue hoch.

»Als persönliche Zofe. Fürs Ankleiden und alles Weitere, das Ihr benötigt.«

Ich blicke an mir hinab. »Ich kann meine Hose selbst anziehen, danke.«

»Das bezweifelt niemand, Prinzessin Althea.«

Ich friere für einen Moment ein. Wie das klingt, wenn jemand es ausspricht. Als wäre diese Person tatsächlich ich. Aber ich habe diesen Namen nicht ohne Grund abgelegt.

»Nenn mich bitte nicht so. Ich bin Elana, daran ändert sich nichts.«

Margret sieht mich zweifelnd an, und ich bin mir nicht sicher, ob sie meinen Worten wirklich nachkommen wird. Sie nickt nach einem Zögern zumindest, ein kaum merkliches Zucken, das wohl als Zustimmung durchgehen soll – irgendwo in einem sehr großzügigen Paralleluniversum vielleicht.

Margret öffnet den Schrank mit einem Griff, der so routiniert wirkt, als hätte sie ein Diplom im diskreten Präsentieren fragwürdiger Modeentscheidungen. Ein einziges Kleid hängt darin. Blassgrau, bodenlang, der Stoff steif wie ein Palastlächeln. Goldene Verzierungen ziehen sich über das Oberteil, als hätte jemand feierlich beschlossen, einen antiken Bilderrahmen in Textilform neu zu interpretieren.

Ich sehe es an – eine Sekunde zu lange – und weiß, dass ich es nicht tragen will. Aber das ist gerade nicht das Problem.

»Das Kleid für heute«, sagt Margret. Ihre Stimme ist ruhig, aber es liegt Spannung darin. Als wüsste sie selbst nicht, ob sie mir gerade eine Freude oder eine Provokation überreicht.

Ich lehne mich gegen den Fenstersims, lasse den Blick noch einmal über das Kleid wandern, dann ziehe ich eine Augenbraue hoch. »Interessant. Wenn ein Kronleuchter und ein Wandteppich ein Kind hätten, würde es ziemlich genau so aussehen.«

Margret sagt nichts, aber ich sehe, wie ihre Hände sich ein wenig fester um den Bügel schließen.

»Also, das ist jetzt offiziell? Die neue Garderobe fürs verlorene Königskind?« Ich neige den Kopf. »Irgendwie hatte ich mehr Drama erwartet. Samt. Schulterpolster. Vielleicht ein kleiner Umhang.«

Ich weiß, dass Margret nichts dafür kann und dass sie dieses Kleid vermutlich nicht ausgesucht hat. Dennoch passt dieses Teil so wenig zu mir wie alles andere um mich herum. Ich gehöre einfach nicht an diesen Ort.

»Es wurde extra für Euch angefertigt. Die Schneiderin meinte, Ihr solltet Euch ... nicht verkleidet fühlen.«

»Wie rücksichtsvoll. Man will, dass ich mich wohlfühle, während man mich Stück für Stück in etwas verwandelt, das ich nicht bin.«

Margret zuckt kaum merklich zusammen und richtet den Stoff ein wenig zurecht.

»Du darfst übrigens aufhören, mich mit Euch anzureden. Ich bin Elana«, erinnere ich sie noch mal.

Sie nickt sofort – zu schnell. »Natürlich. Verzeiht. Ich meine – ja. Elana.« Sie räuspert sich. Der Name klingt fremd in ihrem Mund, wie etwas Verbotenes, das sie sich nur mit Genehmigung aussprechen traut.

»Du bist nervös.«

»Ich versuche bloß, alles richtig zu machen.«

Ich setze ein Lächeln auf, das hoffentlich aufmunternd wirkt.
»Dann entspann dich. Ich töte nur selten Personal.«

Mein Grinsen wird breiter, doch Margret wirkt, als wäre sie nicht ganz sicher, ob das ein Witz war. Vermutlich kursieren einige Gerüchte über mich. Ob sie auch davon erzählen, welche Gabe ich in mir trage?

Ich beobachte die Zofe. Wie sie steht, wie sie schaut. Wie sie Dinge zurückhält.

»Du hast Fragen«, sage ich.

»Ich ... Es steht mir nicht zu.«

Ich lehne mich ein Stück vor. Nicht bedrohlich, nur präsent. »Das ist höfisch für: Ich habe Fragen, aber auch Angst, sie zu stellen..«

Sie sagt nichts, aber ich sehe es in ihrer Haltung. In den zu ordentlich gefalteten Händen.

»Weißt du, wenn man Angst hat, Fragen zu stellen, stimmt nicht nur was mit den Regeln nicht, sondern auch mit denen, die sie aufstellen.« Ich lasse den Satz wirken. Kein Sarkasmus diesmal. Ich sage nur die Wahrheit. »Also los«, fahre ich fort. »Frag. Ich steh nicht auf Heimlichtuerei. Und ehrlich gesagt: Die Gerüchte sind garantiert spannender als die Realität.«

Ein kurzer, unsicherer Atemzug. Doch schließlich beginnt Margaret doch, zu sprechen. »Man sagt, Ihr hättet bei den Blutspielen gewonnen. Ich verfolge die nicht so sehr. Ich weiß, dass ich damit eine Ausnahme bin. Aber habt Ihr dort wirklich teilgenommen und gewonnen?«

»Ja, das stimmt.« Ich verschränke die Arme vor der Brust. »Live und in Farbe. Blut, Schweiß und Einschaltquoten inklusive.« Die Worte kommen mir nur schwer von den Lippen und haben einen bitteren Nachgeschmack.

»Aber Ihr seid ...« Sie zögert. »Ihr seid keine Aethergeborene. Zumindest besagen das die Gerüchte.«

Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Du musst nicht flüstern. Ich weiß das. Und du sollst mich duzen.«

Sie nickt, doch ich bezweifle, dass meine Worte wirklich bei ihr ankommen. »Das ist nur ... ungewöhnlich. Für jemanden Eures Standes.«

Jap, sie bleibt standhaft. Offenbar braucht es ein Banner. Oder Rauchzeichen. Vielleicht beides.

»Oh, absolut«, antworte ich. »Ich bin ein biologischer Betriebsunfall mit Stammbaum.«

Kurz frage ich mich, was sie sagen würde, wenn sie die Wahrheit wüsste. Dass ich keine Aetherkräfte habe, weil ich stattdessen mit einem Geschenk geboren wurde, das einen nachts in fremde Köpfe schleudert – und einen zwingt, dort jemanden zu töten, wenn man selbst wieder aufwachen will. Herzlichen Glückwunsch zur royalen Sonderausstattung. Kein Funkeln, kein Aether – nur Albträume mit Todesfolge. Aber hey, wenigstens exklusiv.

Sie senkt den Blick. »Es war nicht so gemeint.«

»Schon okay. Ich nehme es dir nicht übel. Die meisten bekommen es weniger freundlich hin.« Ein Moment Stille, dann nehme ich den Gesprächsfaden wieder auf. »Und? Was wird sonst noch über mich

erzählt? Ich bin mir sicher, dass die Gerüchteküche gerade brodelt, oder?«

Margret weicht meinem Blick kurz aus, scheint mit sich zu ringen und rückt dann doch mit der Sprache raus. »Einige sagen, dass Ihr die neue Königin werden müsst. Immerhin ist Eure Mutter ... also ... Ihr wisst schon. Ihr geht es nicht gut. Und wenn Ihr auf dem Thron seid, dann werdet Ihr auch die magischen Kräfte erhalten, die alle Königinnen besitzen.«

»Du meinst: Wenn ich mich krönen lasse, auf einem unbequemen Stuhl rumsitze und mache, was alte Männer mir sagen, bekomme ich als Bonus ein paar Spezialeffekte?«

Na klar. Klingt nach einem Superdeal. Krone auf, Würde an – und zack, magisch begabt! Als würde ein bisschen Gold auf dem Kopf mein Innerstes umpolen. Und das Beste daran? Ich soll mich auf all das freuen. Als wäre es ein Aufstieg und nicht das Endlevel eines Spiels, das ich nie spielen wollte.

Aber hier kommt der Haken, den auch Margret übersieht: Ich will diesen Thron nicht. Nicht für eine Stunde, nicht mal für symbolisches Händeschütteln. Ich. Will. Das. Nicht. Nicht die Macht. Nicht das Palastleben. Nichts, das mit alldem zusammenhängt. Ich habe jetzt schon mehr als genug Magie in mir. Nur leider die Sorte, die nachts Menschen umbringt. Wer will da noch ein Upgrade?

Margret senkt den Blick. »Ich ... wollte Euch nicht zu nahe treten.«

»Du trittst niemandem zu nahe. Du machst deinen Job. Und ganz ehrlich?« Ich beuge mich leicht vor. »Es ist nett, mit jemandem zu reden, der nicht sofort wissen will, ob ich nicht bloß eine tickende Zeitbombe bin.«

»Das sagt niemand.«

»Ach, bitte!« Ich ziehe eine Augenbraue hoch. »Du hast doch selbst gesagt, dass es Geschichten gibt. Und was glaubt der Palast so? Dass ich hier bin, weil ich plötzlich ein Bedürfnis nach Familienanschluss habe? Die meisten werden doch wissen, dass ich meinen Vater angegriffen habe.«

Sie sagt nichts, aber ihre Haltung verrät genug.

Ein Moment vergeht, dann höre ich mich selbst fragen – leise, fast beiläufig: »Und ... meine Mutter? Ich meine Königin Charlotte?«

Ihr Name kommt mir nur schwer über die Lippen, aber ich muss es einfach wissen.

Margret hebt den Kopf und wirkt, als müsste sie die Worte vorsichtig sortieren, bevor sie sie aussprechen darf. »Sie ... verlässt ihre Räume nicht.« Ihre Stimme ist weich, aber nicht mitleidig. »Seit vielen Jahren schon. Es ist immer derselbe ausgewählte Personenkreis bei ihr. Niemand sonst darf hinein.«

Ich nicke langsam. Nicht weil ich es gut finde, sondern weil ich es kenne, das Schweigen um Dinge, die keiner aussprechen will.

»Und wie geht es ihr?«, frage ich.

Meine Zofe zögert. »Es heißt ... es gehe ihr nicht gut.«

»Das heißt es immer.« Ich sage es so ruhig, wie ich kann. Und vielleicht ein bisschen zu schnell. Aber ich lasse es nicht dabei bewenden. »Gibt es Berichte? Prognosen?«

»Das weiß ich nicht. Natürlich wird sie von Ärzten untersucht, aber ich habe keine Ahnung, was sie sagen. Fakt ist, dass es um die mentale Gesundheit der Königin nicht gerade zum Besten steht und im Moment keine Besserung in Sicht ist.«

Ich nicke langsam. Die Wahrheit über eine Königin mit gebrochenem Geist verkauft sich schlecht in Märchenbänden. Es ist besser, das alles unter Verschluss zu halten.

»Und sie spricht nicht?«

»Nichts, das Sinn ergibt.« Margret senkt den Blick. »So ist es mir zumindest bekannt.«

Stille.

»Danke«, sage ich schließlich leise.

Die Zofe hebt den Kopf. Kurz wirkt sie, als wollte sie etwas fragen, dann zögert sie. Aber ich sehe es. Da ist etwas.

»Das hatten wir eben doch schon«, murmele ich lächelnd. »Raus damit. Was willst du sagen?«

Sie lächelt verlegen. »Es ist nur ... ich habe mich gefragt, wie Ihr ... also, wie Ihr nach Tenebris gekommen seid?«

Ich sehe sie einen Moment lang an. »Du meinst: Wie ich aus einem vergoldeten Kinderzimmer direkt in ein Gefängnis gerutscht bin, in dem man ums Überleben kämpfen muss?«

Sie presst die Lippen zusammen. »So in etwa.«

Ich lehne mich wieder gegen den Fenstersims. Der Stein ist kühl.

»Meine Mom hat mich mitgenommen. Damit meine ich nicht Charlotte, sondern die Frau, die mich aufgezogen hat. Die ich bereits geliebt habe, bevor man mir erklärt hat, dass sie nur Personal war.«

Margret schaut mich aufmerksam an. »Ich erinnere mich an Mary«, sagt sie leise. »Damals, als Ihr noch klein wart. Sie war eine stille Person, aber immer bei Euch. Sie hat Euch angesehen, als wärt Ihr aus Licht gemacht.«

Ich nicke. »Sie hat mich immer beschützt und mich letztendlich gerettet. Darum hat sie mich gemeinsam mit ihrem Mann von hier fortgebracht.« Mir ist klar, dass Margret das kaum verstehen wird. Sie hat keine Ahnung, dass mein biologischer Vater mich töten wollte. Ich zögere kurz und fahre dann fort »Mein Ziehvater hat sich geopfert. Für mich. In Tenebris. Er hat mich sehr geliebt. Genauso wie meine Mutter Mary es noch immer tut.«

Die Zofe sagt nichts, aber ich sehe es in ihrem Gesicht: Meine Worte scheinen sie zu bewegen. Sie schaut mich an, sagt keinen einzigen Satz – und vielleicht ist genau das richtig. Denn auf manche Dinge gibt es keine höfliche Antwort. Keine Formulierung, die zwischen Etikette und Echtheit passt.

Ich wende den Blick ab, da klopft es. Es kommt nicht zögerlich, sondern laut und bestimmt. Margret richtet sich auf. Ich spüre es, noch bevor die Tür aufgeht: diese plötzliche Anspannung, die in der Luft liegt.

Die Klinke bewegt sich. Dann wird die Tür aufgeschoben. May tritt ein. Stramm, mit dem üblichen Ausdruck irgendwo zwischen Pflichtbewusstsein und leichtem Bedauern.

»Prinzessin Althea«, sagt sie in einem Tonfall, der etwas Steifes hat.

In diesem Moment sehe ich ihn. Hinter ihr steht er. Der König. Mein Vater. Und mit ihm alles, was ich gerne vergessen würde.



3

Es ist erstaunlich, wie laut es werden kann, wenn niemand spricht. Er sagt nichts. Ich auch nicht.

May bleibt an der Tür stehen wie eine Grenze zwischen zwei Zeiten. Kurz frage ich mich, warum sie hier ist. Doch ich kann mir die Antwort denken. Immerhin habe ich versucht, den König zu töten. Etwas Vorsicht ist da gewiss angebracht, auch wenn ich seine Tochter bin.

Ich mustere König Victor Alistair Kingsley. Oberhaupt des Kontinents Nordamerika, Symbol der Stabilität und der Vater, der mir nach dem Leben getrachtet hat. Ich kenne Bilder von ihm aus dem Fernsehen. Presseauftritte, Interviews, Staatsbesuche. Er ist immer makellos und stets kontrolliert.

Jetzt steht er hier und sieht genauso aus, wie ich ihn aus Zeitschriften und TV kenne. Vielleicht etwas blasser, aber seine Haltung ist unverändert: aufrecht und wie aus Stein gemeißelt. Jeder Zentimeter an ihm scheint dafür gemacht, Vertrauen zu erzeugen – oder Furcht, je nach Perspektive.

Sein Haar ist grau und perfekt frisiert, als hätte sich jede einzelne Strähne dem Protokoll unterworfen. Die Falten um seine Augen sind scharf, wie mit einem Lineal gezogen. Seine Kleidung wirkt wie direkt in einem PR-Büro entworfen: dunkler Maßanzug, schlicht, klassisch und unauffällig teuer. Selbst sein Schweigen trägt Autorität. Wenn ich ihn nicht besser kennen würde, könnte ich ihn fast bewundern.

»Althea«, sagt er in ruhigem Tonfall.

Ich zucke nicht. Ich habe gelernt, auf falsche Namen nicht zu reagieren.

Stille. Dann ein knappes Nicken von ihm. »Elana.«

Besser. Aber nicht gut.

Ich verschränke die Arme. »Ich nehme an, das ist kein Höflichkeitsbesuch.«

Er kommt einen Schritt näher. Nicht zu nah. Immerhin scheint er ein gutes Gespür zu haben und zu wissen, dass er besser Abstand halten sollte.

»Ich habe gehört, dass du in deinem Zimmer bist. Ich hoffe, es gefällt dir.«

»Es ist größer als der Raum, den ich in Tenebris hatte. Und niemand schreit nachts. Luxus, würde ich sagen.«

Sein Blick bleibt auf mir haften. »Ich würde gern mit dir sprechen. Allein.«

Margret steht noch immer da mit dem Kleid in der Hand. Sie hängt es zurück, verbeugt sich leicht und verlässt den Raum lautlos, als hätte sie nie existiert. May hingegen bleibt und schüttelt entschieden den Kopf, als mein Vater sie ansieht.

Ich hebe eine Braue. »Oh, du darfst reden, May. Tu dir keinen Zwang an.«

Ich kann die Bitterkeit nicht aus meiner Stimme halten. Wochenlang waren wir zusammen und haben nach dem Dolch gesucht, und nun ... Sie tut fast so, als würden wir uns nicht kennen.

»Mein Befehl ist, den König zu schützen«, sagt sie. Ihre Stimme ist ruhig und wachsam. Die Hand schwebt in der Luft, als wäre sie bereit, jeden Moment nach der Klinge zu greifen, die sie irgendwo bei sich trägt, um im Notfall ihre Kräfte als Blutruferin zu nutzen.

»Interessant«, stelle ich fest. Mein Blick bleibt auf ihr haften. »Und wo ist Riven? Hat er den Rest des Tages frei? Oder hat man ihn durch jemanden ersetzt, der weniger voreingenommen ist?«

Der König sagt nichts. Natürlich nicht. Aber ich sehe, wie Mays Blick bei Rivens Namen kurz flackert.

Ich lehne mich zurück. »Interessante Wahl. Den erfahrensten Mann für diesen Job nimmt man nicht mit, sondern schickt stattdessen jemanden, der bereits jedes Stirnrunzeln für eine Mordabsicht hält.« Ich sehe zu May. »Wie beruhigend.«

Sie röhrt sich nicht. Ihre Augen bleiben aber auf mich gerichtet – wachsam wie ein Sicherheitssystem mit Blutdruck.

Der König schweigt einen Moment. Dann sagt er leise: »May.« Nur ihr Name. Kein Befehlston. Kein Druck.

Aber sie zuckt fast unmerklich zusammen, eine winzige Bewegung, kaum sichtbar, außer man achtet darauf.

Er hebt die Hand. »Du kannst draußen warten.«

Es folgen ein kurzer Blickwechsel und schließlich ein Nicken. Langsam und kontrolliert, wie es ihr beigebracht wurde, dreht sie sich um und verlässt den Raum. Die Tür fällt leise ins Schloss. Jetzt sind wir allein. Ich warte, und endlich beginnt er, zu sprechen.

»Ich weiß, dass du glaubst, ich hätte deinen Tod gewollt«, sagt er. Seine Stimme ist ruhig und tief, als würde er einen Staatsbesuch eröffnen.

Ich sage nichts, denn dafür gibt es einfach keine passenden Worte.

»Dem ist nicht so. Allerdings muss ich zugeben, dass ich es auch nicht verhindert habe.«

Er sieht mich an, als hätte dieser Satz Gewicht. Als würde er reichen oder irgendetwas ändern. Tut er aber nicht.

»Es macht keinen Unterschied, das ist mir bewusst.«

Na, immerhin erkennt er das.

»Unsere Seherin Maevra hatte eine Vision. Da warst du gerade zwei Jahre alt. Sie erkannte, welche Macht in dir schlummert – was du wirklich bist.« Er senkt den Blick und atmet tief durch, als müsste er Kraft schöpfen, um fortzufahren. »Es gab damals Kräfte am Hof, die Angst hatten. Die sicher waren, dass du den Untergang für unser Haus bedeuten würdest.« Er holt erneut tief Luft. »Und ich ... habe geschwiegen.«

Ich lache leise. »Na klar. Der große König schweigt und das Kind stirbt zufällig. Toller Plan.«

Er zuckt nicht einmal.

»Ich übernehme die Verantwortung«, sagt er. »Nicht weil ich glaube, dass es wiedergutzumachen ist, sondern weil es wichtig ist, dass du davon erfährst.«

Ich sehe ihn lange an. Er will mir also wirklich weismachen, dass er sich nicht gegen seinen Beraterstab stellen und seine eigene Tochter schützen konnte? Wer zum Teufel soll ihm diesen Unsinn abkaufen? Ich bin noch immer überzeugt davon, dass er es war, der

den Befehl gegeben hat, und er sich gerade nur Ausflüchte sucht – warum auch immer. Denn ich kenne ihn.

Doch plötzlich ist da dieses Bild. Es ist nur bruchstückhaft. Eine uralte Erinnerung ...

Ich liege im Bett. Zu klein, um wirklich zu verstehen, in welches Leben ich hineingeboren wurde und welche Gabe in mir schlummert. Er steht bei mir und beugt sich zu mir herunter. Der König. Mein Vater, der mit seiner tiefen Stimme ein paar Worte zu mir sagt.

»Ich hätte dir ein anderes Leben gewünscht.«

Mir ist nicht klar, ob ich es wirklich gehört habe oder ob ich die Worte nur kenne, weil meine Mom es mir später so erzählt hat.

»Es tut mir leid.«

Ein Satz. Leise. Fast zärtlich. Aber ich weiß, dass es ein Abschied ist.

Und dann war sie da, meine Amme, die immer meine Mom sein wird, weil sie mich großgezogen und mir stets beigestanden hat. Sie trat ins Zimmer, sagte etwas Belangloses – ich müsse baden oder essen, ich weiß es nicht mehr. Und mein Vater ging ohne ein weiteres Wort.

Ich blinzele und finde ins Hier und Jetzt zurück, schaue den König an, der sich hinstellt und so tut, als hätte er tatsächlich nur geschwiegen.

Ich lache verächtlich. »Weißt du, was sie mir erzählt hat?« Meine Stimme ist ruhig. »Meine Mom. Die Frau, die mich aufgezogen hat. Die, die ihr nur Amme genannt habt, als würde das reichen, um all das auszudrücken, was sie für mich war.«

Er sagt nichts, sieht mich aber ungebrochen an.

»Sie hat ein Gespräch belauscht. Zwei Männer, die meinen Namen flüsterten, als wäre ich eine Krankheit. Sie redeten von Maßnahmen. Von einer Lösung und dass ich eine Gefahr für alle und insbesondere das Königshaus wäre. Mit meiner Gabe müsste ich ausgeschaltet werden – so wie jeder meiner Art.« Ich mache eine Pause und beobachte ihn. »Sie war sich sicher, dass du von der Unterhaltung wusstest, weil ich immer wieder Thema im Beraterstab war. Es ist unmöglich, dass sie dir nicht ins Gewissen geredet und dir gesagt haben, dass ich getötet werden muss.«

Etwas regt sich in seinem Gesicht, fast so, als würde er etwas sagen wollen. Aber er schweigt doch.

»Und dann sah sie dich bei mir, in meinem Zimmer. Sie hat gesagt, du hättest dich über mich gebeugt und ... etwas gesagt. Etwas, das eindeutig nach Abschied klang. Und die Art, wie du mich angesehen und mit mir gesprochen hast, die Bedrohung war wohl ganz klar zu spüren. Außerdem gab es Gerüchte im Palast, dass ich schon bald verschwinden würde. Als sie dich so bei mir sah, war ihr klar, dass nun der Zeitpunkt gekommen war. Sie wusste sofort, dass sie etwas unternehmen musste und in welch großer Gefahr ich schwebte. Darum hat sie dich mit ein paar Worten abgelenkt. Du hast das Zimmer verlassen, und meine Mom hat nicht mehr gezögert. Sie hat mir das Leben gerettet, indem sie mich aus dem Palast geholt hat.«

Er blinzelt langsam, sagt aber nichts. Doch ich sehe die Anspannung und die Dunkelheit in seinem Gesicht. Ich erkenne die Schuld.

»Also erzähl mir nicht, du hättest mich nicht geopfert. Du wolltest, dass man mich tötet. In euren Augen habe ich eine Gefahr dargestellt, und die musste beseitigt werden.« Ich richte mich auf. »Ich habe für euch nicht gezählt. Dein Ruf, dein Thron, dein Ansehen und die Macht waren dir wichtiger als ich.«

Die Stille nach meinen Worten klingt schwer und fühlt sich unfassbar drückend an.

Er schließt kurz die Augen, dann hebt er den Blick. »Es tut mir leid. Wirklich. Du glaubst nicht, wie oft ich mir gewünscht habe, die Zeit zurückdrehen und meine Fehler revidieren zu können. Aber mir waren die Hände gebunden. Deine Gabe hatte sich zu diesem Zeitpunkt zwar noch nicht gezeigt, aber es stand außer Frage, dass sie irgendwann ausbrechen würde. Ich habe Maevra immer und immer wieder in die Zukunft blicken lassen, aber es stand fest: Du bist eine Seelenmalträgerin, und daran lässt sich nichts ändern. Maevra konnte nicht genau erkennen, wann sich deine Gabe zum ersten Mal zeigen würde, aber sie wusste, dass es noch im Kindesalter sein würde. Auch Ephialt wäre darum keine Option gewesen«, sagt er ruhig und nüchtern, fast als würde er über einen medizinischen Befund sprechen. »Du warst noch zu klein, um dir Medikamente zu geben. Es hätte ... langfristige Schäden hinterlassen. Und es gab keine Garantie, dass es dich überhaupt davor schützt, einzuschlafen. Manche entwickeln eine Resistenz und brauchen dann immer mehr

von den Mitteln. Es wäre ein Teufelskreis gewesen und ein viel zu hohes Risiko. Einmal einschlafen hätte genügt ...«

Er spricht den Rest des Satzes nicht mehr aus, doch ich weiß natürlich, was er sagen will. Ich bin eine tickende Zeitbombe, gefüttert mit Tabletten und der Hoffnung, dass niemand den Zünder aus Versehen berührt.

Ich ziehe eine Braue hoch. »Und stattdessen war der Plan, mich einfach umzubringen?«

Er hält meinem Blick stand. Kurz sehe ich ein Zucken um seine Mundwinkel und denke schon, er will etwas sagen. Doch stattdessen schweigt er. Klar, was will man darauf auch erwidern?

»Tja, das sagt wohl alles.« Ich schenke ihm einen finsternen Blick und lege all meine Abscheu hinein. »Wusstest du, dass meine Gabe erst mit zehn Jahren tatsächlich erwacht ist und ich in Tenebris meine erste Dosis Ephialt bekommen habe? Und tatsächlich habe ich es geschafft. Ich bin noch am Leben, und das zählt wohl.«

Erneut geht ein leichtes Zucken durch sein Gesicht. »Das ist keine Selbstverständlichkeit.« Seine Stimme ist leise, und dieses Mal klingt sie nicht nur wie Politik. »Viele, die so früh Ephialt bekommen, überleben nicht. Doch du ... hast es geschafft.« Er atmet tief durch. »Ich bin froh darüber. Sehr sogar.«

»Du bist froh, dass ich nicht an einer Überdosis deiner verpassten Verantwortung draufgegangen bin?« Ich schüttle den Kopf. »Wie liebevoll von dir.«

Er bleibt stehen, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. »Du nimmst es heute und ich gehe davon aus, dass du vernünftig genug bist, es auch weiterhin zu tun. Damit stellst du keine Gefahr mehr dar. Niemand muss wissen, was in dir schlummert.«

Ein kurzer Moment Stille, in dem ich ihn fassungslos anstarre. Das hat er nicht wirklich gesagt, oder?! Doch es wird noch schlimmer.

»Du kannst die Stellung wieder einnehmen, die dir zusteht.«

Ich kann nicht anders und lache laut los. Der Kerl muss wirklich den Verstand verloren haben.

»Wie jetzt? Drogen auf Rezept, Krone auf den Kopf und schon bin ich wieder gesellschaftsfähig? Ich fasse es nicht. Du hast mich all die Jahre suchen und jagen lassen, sodass wir uns immer verstecken mussten. Zum Glück gab es den einen Mann, der mich wirklich beschützt hat, als sich meine Gabe zum ersten Mal gezeigt hat. Er ist

für mich eingestanden, wie es ein Vater tun würde. Er hat sich selbst als Seelenmalträger ausgegeben, nur damit deine verdammten Soldaten nicht weitergraben und womöglich die Wahrheit über mich herausfinden.« Ich mache eine Geste ins Leere. »Und nun willst du dieses Wunder inszenieren. Die drogenstabilisierte Prinzessin ist zurück. Was für ein PR-Traum.«

Sein Blick bleibt ruhig, aber da ist etwas in seinen Augen. Vielleicht Schuld. Vielleicht Hoffnung. Vielleicht beides.

»Deine Mutter kann nicht mehr regieren«, sagt er leise. »Und du bist alles, was von ihr bleibt.«

Ich schüttle langsam den Kopf. »Nein, so leicht geht das nicht. Erst versteckst du mich, und jetzt erhoffst du dir einen Nutzen von mir?«

»Du solltest es nicht so sehen, aber ich kann natürlich verstehen, warum du so denkst. Trotz allem bist du unser Kind und damit auch unsere Zukunft.«

Ich schnaube abfällig, denn ich weiß wirklich nicht, was ich darauf noch sagen soll. Stattdessen wende ich den Blick von ihm ab und gehe ein paar Schritte zur Seite. Blasslila Vorhänge. Weiß-goldene Leisten. Parfümierte Luft. Das hier ist kein Zuhause und wird es niemals sein. Es ist eine Bühne und ich bin die Figur, die zurückkehrt, weil irgendwer beschlossen hat, dass das Stück ohne mich nicht vollständig ist.

Ich atme langsam ein und lasse die Stille wirken, lasse ihn glauben, ich würde noch überlegen. Aber in Wahrheit kenne ich die Antwort längst.

Ich werde bleiben. Nicht weil ich ihm verzeihe oder ihm glaube, sondern weil man seine Feinde am besten dann trifft, wenn sie denken, man spielt mit. Hier bin ich meinem Vater nah. Nah genug, um zuzusehen. Nah genug, um zuzuhören. Und wenn es so weit ist – auch nah genug, um zuzustoßen.

Ich drehe mich langsam wieder zu ihm um. Mein Blick ist neutral, fast höflich.

»Ich bleibe«, sage ich ruhig. »Aber nicht, weil ich vor habe, irgendwann auf diesen verdammten Thron zu steigen.« Ich mache eine kurze Pause. »Ich will, dass meine Mutter Mary freigelassen wird.« Ich nenne sie mit Absicht Mutter, denn ihm soll klar sein, dass ich dieses Königshaus nicht als meine Familie betrachte. Das sind die

Leute, die mein ganzes Leben lang für mich da gewesen sind und mich beschützt haben.

Jetzt zuckt sein Blick, ein winziger Moment, kaum spürbar.

»Und ein Mann namens Harlan auch. Er hat sich in Tenebris um mich und meine Mom gekümmert.« Ich verschränke die Arme. »Zwei Menschen, die mir das Leben gerettet haben, während du höflich geschwiegen hast. Also: Gib sie frei!«

Ich sehe ihm im Gesicht an, dass er damit nicht gerechnet hat. Er hat wohl nicht kommen sehen, dass ich Bedingungen stellen würde.

»Ich will sie hier. In diesem Palast. An meiner Seite, ohne Kompromisse. Wenn ich schon dein Spiel mitspiele, dann zu meinen Regeln.«

Er schweigt noch immer. Ich sehe es in seinem Blick – das Abwägen, das Ringen zwischen Kontrolle und dem, was vielleicht Schuld ist. Dann nickt er. Langsam, aber entschlossen. »Sie werden freikommen«, sagt er. »Beide, aber im Gegenzug wirst du dich hier anpassen..«

Ich versuche, mir meine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. Erst mal ist mir nur wichtig, dass die beiden aus Tenebris kommen, den Rest sehen wir dann.

»Danke, dass du bleibst«, fügt er hinzu. Ich wundere mich über den sanften Ton in seiner Stimme. »Auch wenn ich dieses Entgegenkommen von dir sicher nicht verdiene. Ich weiß nicht, wie man so etwas wiedergutmachen kann.« Er wirkt müde. Ich sehe kaum noch etwas von dem Mann, der sonst immer so kühl und abgeklärt wirkt. »Aber ich will es wenigstens versuchen..«

Dann geht er und lässt die Tür leise ins Schloss fallen.

Ich stehe noch immer da und frage mich, ob das gerade ein Schritt auf mich zu war oder nur der nächste Zug auf einem Spielbrett, von dem ich nicht weiß, ob ich Figur oder Spielerin bin.